

Ein „schwerer Junge.“

Von Th. Gänther, Polizeileutnant a. D. (Berlin.)

Des „Ehrennamens“ ein „schwerer Junge“ erfreut sich in Verbrechertreihen — und der Berliner Kriminalpolizei hat diesen Namen adoptiert — nur ein Mensch, der nicht mit Kleinigkeiten sich abgibt, der mit besonderer Kaltblütigkeit und Raffinität die schwierigsten Einbrüche in den verschiedensten Kreisen der Gesellschaft begeht, auch auf einen Mord nicht ankommt. Es ist nicht gesagt, daß jeder Todschläger oder kaltblütige Mörder für einen solchen „schweren Jungen“ gilt, es kommt vielmehr auf die Art und Weise an, wie das geplante Verbrechen ausführt, vorbereitet und schließlich ausgeführt worden ist. Der „schwere Junge“ kann ein ganz gutmütiger Kerl sein, der, wie man sagt, keine Fliege an der Wand beschädigen kann — man muß sich nur hüten, ihm bei Ausführung seines mit Mühe eronnenen verbrecherischen Vorhabens unvorbereitet in den Weg zu treten, denn in solchem Moment handelt es sich allerdings stets um „Sein oder Nicht-Sein!“

Ich habe in meiner langjährigen Praxis vielfach mit berattigten Brüdern zu thun gehabt und wundere mich eigentlich zuweilen, daß es immer so glimpflich für mich abgelaufen ist; der Grund lag einfach wohl darin, daß es mir jedesmal gelang, den Verbrecher vollständig zu überraschen und dann ohne jegliches Bedenken selbst fest zuzugreifen, so daß dem Ueberrumpelten auch nicht die geringste Spanne Zeit blieb, sich zu vertheidigen; abgesehen aber hiervon ist es zweifellos — das dürfte Vielen paradox erscheinen — daß das Glück gerade auf die Geheulisten, die sich völlig außerhalb desselben gestellt, den lähmenden Eindruck macht. Nachdem ich dann, wenn es nicht anders ging, an Ort und Stelle niedergelassenen Verbrecher auf meinem Bureau hatte, hütete ich stets, ihm unnötige Härte zu zeigen, daß vielmehr Alles, was in meinen Kräften stand, um ihn zu erwidern und ihm rein menschlich gegenüber zu treten; in Folge dessen erfreute ich mich einer ganz bevorzugten Beliebtheit unter den gefährlichen Menschen. So äußerte einst ein Kerl, der schon fünfzehn Jahre wegen schweren Einbruchs im wiederholten Rückfalle im Zuchthause zugebracht, und den ich, nachdem ich wochenlang vergeblich mich bemüht, ihn in seinem mir bekannten Zufluchtsort wegen eines abermaligen Einbruchs zu überraschen, durch einen Schlag gegen die Schläfe betäubend zum Boden gestreckt, zu mir auf mein Zimmer, nachdem ich ihm Cognac eingegossen und ihn schließlich eine ganze Flasche Rotwein hatte austrinken lassen, es sei ganz gut, daß ich ihn „dumm gemacht“ (sollte heißen, überumpelt habe), denn er würde mich fast gemacht haben, wenn er auch nur für einen Moment Zeit dazu gehabt hätte, und ich sei doch ein so gemüthlicher Kerl! Natürlich daß diese offenkundige Anerkennung unserer gegenseitigen Zuneigung keinen Abbruch.

Vor ein paar Wochen stellte mich ein Mensch auf der Promenade, dicht bei meiner Wohnung am Viktoria-Platz, vor dem ich im ersten Augenblick etwas zurückprallte, denn ich erkannte in ihm einen alten Zuchthäuser, der ebenfalls die letzten zwölf Jahre, die er „abgerissen“, ganz speziell mir zu verdanken hatte. Er grüßte mich sehr höflich, streckte mir vertraulich seine Rechte entgegen und meinte, er habe mich besuchen wollen, um mich um meinen Rath zu bitten, denn, so meinte er wörtlich: „Se waren ja immer noch fest auf der Beene; na, Se waren ja noch drinne in'n Knast (im Zuchthause also): Frau Jemablin doch mufter um der kleine Dide doch ooch?“ Ich muß hier einschalten, daß dieser Mensch mir eines Morgens im Winter, vor jetzt etwa 10 Jahren, nach dem Bureau gebracht worden war; zwei Beamte meines Reviers hatten ihn bei einer auf's Geratewohl abgehaltenen Razzia in einer Kaffeeclappe getroffen und, obwohl nichts Bestimmtes gegen ihn vorlag, mitgenommen, damit er — er stand unter Polizeiaufsicht — sich ausweisse. Ich ließ ihn, da er mich zu sprechen verlangte, in mein Zimmer kommen, woselbst ich beim Kaffeetrinken auf dem Sopha saß, während mein kleiner dreijähriger Junge, unter dem Tisch sitzend und ab und zu unter der Tischdecke hervorlugend, mit mir gerade Bescheid spielte. Ich hatte den Jungen völlig vergessen, er aber war bei dem Eintritt des fremden, ruppig und struppig aussehenden Menschen aus seinem Versteck hervorgetreten und hatte den Kerl, der ihm wohl etwas unheimlich vorkommen mochte, bei der Hand genommen und, ihn mit den großen blauen Augen halb ängstlich ansehend, treuherrig zu ihm gesagt: „Nicht wahr, Onkel, Du bist nicht?“ Natürlich brach ich, und auch der Verbrecher-Onkel — schließlich, in ein lautes Gelächter aus, so daß der Junge zu seiner eben eintretenden Mutter schlüpfte und seinen Kopf in den Kleidern derselben barg. Daher also die freundliche Erkundigung nach meinem Familienstand.

Ob es nun wahr war oder nicht, daß der Mann mich auffuchen wollte, will

ich dahingestellt sein lassen, jedenfalls theilte er mir mit, daß die Behörde ihm einen Ausweisungsbefehl habe zukommen lassen, da er russischer und nicht deutscher Unterthan sei. Wie er sich verhalten sollte; sein Vater sei vor 50 Jahren, als er selbst zwei Jahre alt war, aus Rußland nach Deutschland gekommen; er sei hier Soldat gewesen, habe den großen Krieg gegen Frankreich 1870—1871 mitgemacht und schließlich fast zwanzig Jahre in preussischen Zuchthäusern zugebracht — und nun, wo er ehrlich geworden sei und sich als Handelsmann ansässig nähre, solle er hinausgeworfen werden! Ich gab dem Mann eine Cigarette und dann meinen Rath, von dem ich mir allerdings selbst kaum einen Erfolg versprach (seiner schweren Verbrechen wegen), und ließ mich mit ihm in ein längeres Gespräch ein, das, wie der geeignete Leser noch sehen wird, seine guten Früchte getragen hat.

Zuerst kam ich auf die Vergangenheit zu sprechen und er erzählte mir, wie er schon als Junge von 6 Jahren von seinem Vater dazu benutzt worden sei, in Kellersöffnungen, die einem erwachsenen Menschen nicht zugänglich waren, einzutreten, von dort einen Weg in das Haus zu suchen und schließlich irgend ein Fenster zu öffnen, durch welches dann der Vater mit leichter Mühe sich Zugang verschaffen konnte. „So jing es denn fort, um mit achtzehn Jahre machte ich jedes Schloß uff un trod wie ein Kater uff det steilste Dach un durch de dimme Ritze. Det erichte Mal griffen se mir als id von'n Kommiss los-fan, un denn hat mir Wollschina (ein jetzt verstorbenen Kriminal-Kommissarius) zweimal jefast, na, un denn lamen Sie damals, Se wissen ja!“ Dabei schielte er mich so komisch von der Seite an, daß ich laut aufschauen mußte und, ihm einen Schlag auf die Schulter verlegend, ausrief: „Ja, alter Junge, damals bist Du auch zu dumm gewesen!“ (Es wird so manchem der Leser auffallen, daß ich den Menschen „Du“ nannte, während er natürlich zu mir „Sie“ sagte. Es ist dies eine alte Sitte geworden, und jeder bedenkere wirtliche schwere Verbrecher würde es geradezu als eine Beleidigung auffassen, wenn der Polizei-Leutnant oder der Kriminal-Kommissar der mit ihm zu thun hat, „Sie“ zu ihm sagte. Jedenfalls wäre es völlig ausgeschlossen, daß er auch nur ein Wort gefleht, viel weniger noch würde der Beamte irgend „etwas Anderes“ von ihm erfahren.)

Wie ich dem geriebenen Verbrecher damals das Handwort legte, will ich möglichst kurz erzählen. Während der warmen Sommerächte hatten verschiedene Bewohner von ersten Stockwerken in der Potsdamerstraße die Unvorsichtigkeit begangen, ein Fenster der Wohnräume offen zu lassen. Diebe waren hineingestiegen und hatten zu meist reiche Leute, bestehend in Uhren, Silbergegenständen und andern Werthstücken, mitgenommen. Man nahm allgemein an, daß zwei Thäter betheiligt gewesen, von denen der eine auf die Schulter des andern gelleitert war, um den Balkon erreichen zu können. Von hier aus hatte, in einem Falle, wie die Fußspur zeigte, der Dieb sich auf das obere Gesims eines Parterrefensters gestellt, hatte dann, die Brüstung des Balkons loslassend, das untere Gesims des festwärts darüber gelegenen offenen Fensters ergriffen und sich nun Eingang verschafft. Der Dieb blieb unentdeckt. Dann wurde mit bespielloser, geradezu rathselhafter Berwegtheit ein Einbruch in einem Hause der Wallstraße ausgeführt. Die Rückseite dieses Hauses ist direkt aus der Spree herausgemauert und hat eine Höhe von mehreren Stockwerken. Der Dieb, oder, wie damals angenommen wurde, die Diebe, waren über einen Bretterzaun gelleitert, welcher das Dachgrundstück nach einer andern Straße, der Grünstraße, abschließt. Hier lagen auf dem Hofe so viel Tonnen aufgeschapelt, daß sie fast bis zu dem nicht sehr hohen Dach hinaufreichten; diesen Weg benutzte die Künstler. Von hier aus konnten sie das etwas höhere Dach des anstoßenden Gebäudes der Wallstraße erreichen. Sie kletterten nun nach dem andern Ende des Daches und der eine von ihnen hatte, von seinem auf dem Dache verbleibenden Komplizen an den Händen gehalten, seinen Körper nach der Spreeite des Gebäudes herabhängen lassen. Auf diese Weise vermochte er mit den Fußspitzen die Scheibe eines Fensters einzustößen und hatte sich dann, die ihn haltenden Hände loslassend, auf dem Fensterkrenz nur mit den Fußspitzen stehend und sich an die fenstrecht Wand fest ansmiegend, Zoll um Zoll in die Kniebeuge herabgelassen, bis er dann den fenstrecht Theil des Fensterkreuzes mit den Händen fassen konnte; dann hatte er sich wie ein Mal durch die kleine Oeffnung des Fensters hindurchgemängt. Im Innern schmit der tollkühne Einbrecher die Füllungen mehrerer Thüren heraus und gelangte endlich in den vorderen gelegenen Laden eines Uhrmachers, wo er Uhren und Schmuckgegenstände im Werthe von etwa 2000 Mark zusammenraffte und in einem Quersack auf seinem Rücken barg, zu seinem Aerger aber die Ladentafel, die gewöhnlich gut gefüllt zu sein pflegte, leer fand.

Als er sich nun bei dem Scheine von großen Wachslichtblözen, sogenannten jein Minuten-Brennern, genau umschah, entdeckte er eine verstellte Thür, welche in den Nachbarladen eines Kaufmanns führte. Auch hier schmit er mit seiner haarsträubenden, gut geübten Stiefelgäbe die

Thüröffnung aus, trod durch die Oeffnung und erbeutete drei Hundertmark-Scheine und 60 Mark in Gold; Silber und Nickel verhältnismäßig.

Dann hatte der Einbrecher — weil die schwere Hausthür seiner Stiefelgäbe widerstand und das Schloß mit seinem „Haken“ (Dietrich) sich nicht öffnen ließ, denselben halsbrecherischen Weg, den er gekommen, wieder zurückgelegt! Als mir der überaus heille Fall am andern Morgen gemeldet wurde, begab ich mich sofort an Ort und Stelle. Ich verfolgte nun im Verein mit einem sehr intelligenten geriffenen Schupmann, der in seiner Jugend, bis er Soldat wurde, Zeilänger und „Schlangemensch“ gewesen war, die Spur und kam so, bei dem Kaufmann mit meinen Nachforschern beginnend, durch den Uhrmacherladen, drei Treppen hoch zu dem zerbrochenen Fenster an der Spreeite. (Es war das Fenster, ein Beweis, daß der Einbrecher sich vorher genau informiert hatte, denn in der Wohnung da oben schliefen in jeder Stube, selbst in der Küche, Menschen, die schwerlich das Klirren der eingestossenen Scheibe würden überhört haben.)

Zuerst nahm ich an, daß der Einbruch von der Spreeite mit Hilfe einer Leiter bemerkt worden sei; dem widersprach aber einmal die Höhe des Hauses nach dieser Seite hin und dann die Tiefe der Spree gerade hier. Also mußte der Verbrecher von Oben, vom Dache aus, sich Eingang verschafft haben. Wir begaben uns daher, — ich erst, nachdem ich mich durch eine neue Wachsleine, die ich um Leib und Schultern legte und deren Ende auf dem Boden um einen Schornstein geschlungen war, vor einem etwaigen Sturze gesichert hatte — durch eine Lücke auf das Dach. Nachdem ich hier bis an den Giebel gerückt war und das nur wenig tiefere Nebendach bemerkt hatte, ging mir ein Verständnis auf. Mein „Schlangemensch“, der mir gefolgt war, sprang auf das andere Dach, das fast ganz platt war und rief mir ein ruhiges „Ich hab's“ zu. Wir begaben uns nun vom Dache herunter und gingen in das vorerwähnte Grundstück der Grünstraße, von wo aus man den Weg mit den Augen genau verfolgen konnte, den die Verbrecher benutzte; mein Begleiter erbot sich, denselben Weg zu gehen und das ganze Kunststück nachzumachen, ein Vorschlag, den abzulehnen ich aber für weise hielt.

Als wir uns dann anschickten, wieder an die Orte der That zu gehen, bemerkte ich ein paar Schritte von dem untersten Häcker - Stapel entfernt eine kleine längliche Schachtel liegen, die ich aufhob. In derselben befanden sich große, ziemlich harte Wachs-Streichhölzer, noch 6 Stück, und unter denselben lag ein schmaler, schmaler Zettel, zerknittert und wieder geläutelt, auf welchem zu lesen war, daß der Empfänger nach dem Tag vorher Mittags um 1 Uhr nach dem Dönhofsplatz bestellt worden war; unterschrieben war der schmierige und doch für mich so unendlich wichtige Witsch mit R. r. Jr. Als ich meinen Hund, und den Zettel vor Allem, dem Schupmann zeigte, stieß dieser einen wilden Freudenruf aus und sagte bestimmt:

„Kater-Frige“ ist es gewesen; den Weg hätte auch kein Anderer machen können als der — oder ich.“

„Wieso, Kater-Frige?“ replizierte ich, den Kerne ich ja noch gar nicht.“

Dann wurde der Beamte etwas verlegen und meinte: „Er hat lange im Knast gefessen, ich kenne ihn von früher, habe zusammen mit ihm am Trapez „gearbeitet“, der läuft auf dem Dache herum wie ein Kater und daher haben wir ihm damals den Namen gegeben, so unter uns; jetzt heißt er so beim Geselcht. Es ist für mich ganz sicher, daß kein Anderer es gewesen ist und ich glaube, er hätte die Geschichte auch allein machen können; aber ich sehe hier zwei verschiedene Fußspuren.“

Wer der Einbrecher war, wußten wir also ziemlich sicher, mir wollte es nur nicht so recht in den Kopf, daß ein so gewohnter Verbrecher sollte irgend etwas verloren haben, was immerhin auf seine Spur hindeuten konnte, aber — eine Dummheit macht schließlich auch der Klügste!

„Kater-Frige“ gehörte nun zu den gefürchtetsten Persönlichkeitten Berlins, aber alle Mühe war umsonst. Da brachte mir mein „Schlangemensch“ eines Nachts einen Kerl an, den er in verdächtiger Nähe eines offenbar eben eingedrungenen Fensters getroffen und mitgenommen hatte; es war klar, daß er hatte dort einsteigen wollen. Schon wollte ich ihn abführen lassen, als der Kerl, mich so recht frech anbelindend, meinte: „Wenn Se mir jeben, Herr Zeilant, det id diesmal unschuld'g bin, erzähle ich Sie eine Geschichte; Sie aber bloß alleene!“ Ich ließ den Beamten abtreten und der Mensch meinte ruhig: „Wenn id det nächste Mal verknadt werde, jieb's Juchthaus; un wenn id doch herte janz unschuld'g bin, jlooben duht mir's doch Reener“ (natürlich nicht). „Wenn Sie's mir aber jlooben un mir loosen lassen, sage id Ihnen, wo Kater-Frige hecken duht.“ Ich sprang auf und sah den Kerl sofort an. „Wann Du mir sagst, wo Kater-Frige sich aufhält, glaube ich Dir heute Nacht Alles, mein Junge; wenn Du aber faudbelst (läßt), dann nimm Dich in Acht!“ Da reichte mir der Kerl seine Hand und sagte: „Uff Ehre Sie jlooben mir?“ „Nicht ein Wort, alter Junge; aber ich lasse Dich laufen und ver-

gesse die ganze Geschichte, mein Wort daran!“

So gelang es mir damals, des „Kater-Frige“, der mir ich schon erzählt sich so gemüthlich mit mir auf der Promenade des Viktoria-Plazes unterhielt, habhaft zu werden.

Ich hatte vorher die Absicht gehabt, in einem in der Nähe gelegenen Restaurant ein Glas Bier zu trinken und da ich noch heute gewohnt bin, einer Augenblicks-Eingebung zu folgen, so lud ich meinen eigenthümlichen Bekannten, der äußerlich ganz manierlich und solide ausah, ein, mein Gast zu sein. Er nahm mit einer gewissen Feierlichkeit an, und da ich weiß, daß derartige Leute immer Hunger haben, ließ ich die Speisefarte kommen — und ich hatte mich wieder einmal nicht geirrt und recht hiermit gethan.

Wir kamen nun auf die neuesten Ereignisse, und da berührte ich denn, mit meinem Gaste anstehend, das dritte Glas „Gutes“ bestellend, die neueste Berliner Sensations-Affaire, die Noabit-Brandstiftungen.

Für den ferner Stehenden muß ich Folgendes erklärend anführen. Dünne Gewitterwolke schwebte über dem im Nordwesten gelegenen Stadtteil Noabit. Alltäglich, fast seit Monaten schon, dasselbe Bild: Rauch, der sich langsam erhob, dann die herausschlagende Flamme; dann die heranrasende Feuerwehr mit der bewundernswürthen, fast eleganten Genauigkeit ihrer Arbeit; endlich nach Niederkunft des entsetzlichen gierigen Elementes genaue Nachforschungen nach dem Brandherde, mit dem Resultate: mehrere Brandherde, also vorläufige Brandstiftung!

Der Stadtteil Noabit gehört zu den jüngsten Angliederungen Berlins und im Wesentlichen ist er wenigstens als Massenquartier, nicht viel älter als die Großstadt Berlin, als das Deutsche Reich selbst. Vor fünfzig Jahren zählte Noabit nur ein paar Tausend Einwohner, heute hat es die ersten Hunderttausend schon überschritten. Gleich hinter den Bahnhof bebogen damals die Haide, heute erheben sich dort massige, weit ausgebreitete Häuserviertel mit einer fleißigen, emsigen Bevölkerung, die plötzlich aus ihrer Ruhe und Sicherheit durch die fast täglich wiederkehrenden Brandstiftungen aufgeschreckt wurde. Und diese Aufregung theilte sich auch der übrigen Bevölkerung Berlins mit, denn — ist es ein Einzelner? Sind es Mehrere? Ist es Haß, Bosheit, wilde Schandenfreude, oder ist es Wahnsinn, welcher die Hände des Brandstifters leitet? Haben sich Mehrere zu diesem Zweck verbunden, oder hat eines Mannes Beharrlichkeit im Verbrechen Anderen die heilsame Idee eingeimpft? Der materielle Schaden, den die feitherigen Brände angerichtet, ist ein sehr hoher, aber wie fast auch die Beträge sich summieren mögen, sie reichen bei Weitem nicht an die Höhe des moralischen Schadens, der gestiftet worden ist. Denn, wie schon gesagt, die Ruhe und Sicherheit einer sehr bedeutenden Mittelstadt, war verschwunden; mit Sorge sah Jeder der Nacht entgegen und, wenn diese verstrichen, dem kommenden Tage. Denn nicht nur das Eigenthum ist gefährdet, sondern auch das Leben wird durch die Entsehung des wühenden, tödtlichen Elementes bedroht. Jeder Arbeiter, der am Morgen auf seine Arbeitssstätte sich begiebt, muß befürchten, bei seiner Rückkehr am Mittag oder Abend sein beschiedenes Heim als wüsten Trümmerhaufen zu finden, jede Mutter, die ihre Kleinen allein in der Wohnung zurücklassen muß, vermag dies nur mit Furcht und Grauen vor etwas Entsetzlichem zu thun. Denn es ist gerade die am härtesten mit dem Leben kämpfende Menschenklasse, welche die obersten Stockwerke und Mansarden bewohnt.

Bisher wollte es der Polizei nicht gelingen, trotz der größten Anstrengung, des oder der Thäter habhaft zu werden.

Für mich persönlich schien es schon nach den ersten Bränden festzustehen, daß nicht sämtliche Brände von den gesuchten Brandstiftungen herrührten, daß vielmehr auf deren Konto von noch ganz anderen Leuten, denen Niemand es zutraut, gesündigt wird.

Se werden sehen, Herr Hauptmann,“ meinte nach vielfachem Hin- und Herreden mein Nachbar mit plötzlich ganz veränderter tiefer Stimme, welchen Umstand ich dem fünften „Guten“ zuschob, „det det Zündeln in Noabit halde uffhört, det jelt nachher so riber nach Schöneberg.“ Hier legte ich meine Hand auf seinen Arm und sagte leise, aber bestimmt zu dem Manne: „Du weißt etwas, alter Junge; wie kommt Du auf Schöneberg? Du weißt doch, daß von dem Hausbesitzer-Verein in Noabit und von der Behörde zusammen mehr als tausend Mark Belohnung für die Entdeckung der Brandstifter ausgesetzt sind.“

„Nicht mir nicht an,“ replizierte der Mensch ruhig, „aber id denke mit det sol.“

Das Nachfolgende kann ich mir, ohne jeden Kommentar, ganz schlicht erzählen.

Aber es war merkwürdig; die Brände in Noabit hörten wirklich auf und es brannte kurz hintereinander dreimal im Westen Berlins und dann zweimal in Schöneberg.

Ein mir befreundeter Oberlehrer bewohnt mit seiner Familie die dritte Etage eines in Schöneberg gelegenen

so genannten herrschaftlichen Hauses. Er hat vor einiger Zeit einen (angeblichen) früheren Schuldiener, der wegen Körperverletzung mit dem Strafgezei in Konflikt gerathen, deshalb seine Stelle verloren hatte und obdachlos war, der ihm von befreundeter Seite empfohlen worden, auf dem ihm gehörigen Bodenverlage ein Unterkommen gewährt. Dieser Mensch machte sich des Nachmittags auf einem in der Nähe befindlichen Holzplage nützlich, puzte die Morgen im Haushalt im Gange befindlichen zehn paar Schuhe und Stiefel, holte dem Wädchen das Holz und Kohlen aus dem Keller a. s. w. und erhielt dafür eine tüchtige Stulle mit Kaffee und wohl auch noch eine warme Mahlzeit, wenn, was fast regelmäßig der Fall, etwas vom Mittagessen übrig geblieben war. Er kam jeden Abend erst kurz vor Schlaf des Hauses zurück, um in seinem Verlage auf dem Boden unter eine Pierbede und auf einen Strohdorf von den Nähen des Tages sich auszuruhen.

Am 4. April war der Oberlehrer etwas später als gewöhnlich nach Hause gekommen und hatte sich eben zur Ruhe begeben, als er durch das Winkeln seines Stuhlhändchens, das vor seinem Bett auf einem Teppich zu schlafen pflegte, aus dem ersten Schummer emporschreckte. Da der Hund sich nicht beruhigte, steckte er Licht an und hörte nun ganz deutlich — die Thür seiner Schlafkammer führt nach dem Korridor — an der Korridorthür ein leises Klopfen. Während er sich schnell anheubete, betrat einer seiner Söhne, der in seiner Stube noch arbeitete und der das Gebahren des Händchens gleichfalls vernommen, die Schlafkammer und ging, die Lampe nehmend, mit dem Vater, der nun die Korridorthüre leise aufschloß. Der Obdachlose vom Boden stand, einen Finger auf den Mund gedrückt, vor dem Entzenden und ergrübelte in steigender Eile, es sei auf dem Boden ein fremder Mensch, der sich dort überall zu schaffen mache. Er habe vor Zahnreizen nicht schlafen können, sei aber dann eingeschlafen und plötzlich aufgefunden, da es ihm so gezeichnete, als sei Jemand bei seinem Verlage vorbeigekommen. Er habe nun deutlich gehört, wie Jemand die verschiedenen Bodenverläge geöffnet habe, und als der Betreffende ganz hinten gewesen, sei er leise auf dem Bausche hervorgetreten und barfuß die Treppe heruntergegangen. In diesem Augenblick drang durch die geöffnete Bodenbühre ein heller Schein — mit ein paar Sägen war der Oberlehrer die Treppe hinaufgesprungen und prallte eben gegen einen Kerl, der wie ein Nalch seinen Händen entwand und die Treppe hinunterentsank. Oben auf dem Boden prasselten die Flammen, in rasender Eile von einem Verlage zum anderen springend und durch die Gitterthüren in das Innere schlagend. „Feuer, Feuer,“ gellte es nun durch das ganze Haus; der Oberlehrer warf seine Familie fast aus dem Betten, dann eilte er eine Treppe tiefer, mit Hand und Fuß an die dortigen Korridorthüren donnernd und überhörte in der Aufregung das Getöse eines heftigen Kampfes, der sich auf dem Treppendostel der ersten Etage unten fortspielte.

Der ehemalige „Schuldiener“, der aus Gnade aufgenommene Obdachlose, hatte den Brandstifter gefast und war im Ringen mit demselben zwei Treppen hinuntergefallen — aber er lag auf jenem. Der junge Mann, der die Lampe noch in der Hand hielt, hatte zufälliger- und glücklicherweise den Schlüssel in der Tasche — er eilte davon und nach einer bangen, unendlich langen Viertelstunde kamen die ersten Spritzen angelauft; das Feuer hatte das Dach, dessen Luten geöffnet waren, durchbrochen und die Flammen schlugen fast haushoch zum Himmel empor.

Man löschte das Feuer, das noch seine rechte Zeit gehabt, seinen Fuß zu fassen und sich kräftig zu entwickeln, ehe es noch in die nächst untere Etage, die Wohnung des Oberlehrers, durchdringen konnte, wenigleich der Wafferschaub ein nicht unbedeutender war.

Der Oberlehrer, der dem „Schuldiener“ zu Hilfe gesprungen, mußte sein ganzes Ansehen in die Waagschale legen, um zu verhindern, daß die aus dem Schlafe so jäh aufgeschreckten, empörten Bewohner den gefasteten Verbrecher nicht geradezu todt schlügen; man übergab ihn der Polizei.

Bei den Aufräumarbeiten am folgenden Morgen — der Brand war gegen 1 Uhr in der Nacht ausgebrochen — fand man, daß das Feuer mit großer Sachkenntnis und Umsicht angelegt war und es konnte nur als ein ganz besonderer Glücksstand angesehen werden, daß der auf dem Boden nachzuziehende noch zu rechter Zeit erwacht war, um das Vordringen, wenn nicht ganz zu verhindern, so doch weniger gefährlich zu machen. Die Bretterverläge der einzelnen Abtheile waren sämtlich mit Petroleum getränkt; alle Vatterthüren zu demselben geöffnet und die am leichtesten Feuer fangenden Gegenstände unmittelbar hinter den Thüren aufgeschapelt und ebenfalls mit Petroleum begossen, wie trotz des Brandes noch Spuren deutlich erkennen ließen; die Bodenluten waren, um den nöthigen Zug herzustellen, sämtlich geöffnet; in einem der Verläge fand man eine leere, 10 Liter fassende Petroleum-

Der Brandstifter, ein früherer Schloffermeister und beträchtlicher Hausbesitzer, dem man zuerst auf einer Sanktionsmache keine nicht unerheblichen, vom Richter Vond ihm zugesetzten Verurteilungen hatte verbinden lassen, gab bei seiner Vernehmung an, er habe einmal sehen wollen, wie es bei einem Brande überhaupt zugehe, denn in nächster Nähe habe er bisher dies noch nicht beobachten können. Er habe sich eine Kanne Petroleum gekauft und sei gegen 1 Uhr Mittags, da er umahin, daß dann sämtliche Familien beim Mittagessen seien, in ein beliebiges Haus gegangen, sei ganz harmlos die Treppe emporgestiegen und schließlich auf den unverschlossenen Boden gelangt. Hier habe er in aller Gemüthruhe seine Vorbereitungen getroffen und habe, ohne irgend Jemand auf der Treppe zu begegnen, das Haus verlassen. Kurz vor 10 Uhr sei er in das Haus und die nach dem Hofe zu gelegene unverschlossene Waschküche gegangen, um hier abzuwarten, bis der Portier das Licht auf den Treppen und Korridoren auslöscht und das Haus verlassenen haben würde. Hier müsse er eingeschlafen sein, denn als er erwacht, sei er ganz heif gewesen. Dann sei er in Strümpfen nach dem Boden geschlichen, habe nach vielen vergeblichen Versuchen endlich das Feuer in Gang bekommen und demnächst den Rückweg angetreten; hier sei ihm das Unglück passirt, auf den Oberlehrer zu stoßen und schließlich gefast zu werden. Wäre er ungetroffen die Treppe hinabgekommen, so würde er wieder in die Waschküche gegangen sein und hätte dann doch deutlich vernommen können, wie „der Kummel“ losgegangen und sich weiter entwickelt habe. Sobald man dann, sei's nun von außen, sei's von innen, die Hausthür geöffnet — also um Hilfe zu bringen oder Hilfe zu holen — würde es sich harmlos in den eindringenden oder hinauswühlenden Menschenhorden, je nachdem, „verträumelt“ haben!

Die Sache war demnach gar nicht so übel ausgefallen, wenn — nun wenn der niederrichtige Anschlag nicht schließlich die ersten Ausstellungen des Verbrechers; aber es werden nicht seine letzten sein! Jetzt ist der Kerl bemüht, wie ich aus besser Quelle erfahre, den Eindruck eines völlig stumpfsinnigen Hervorzurufen; er will glauben machen, daß man es mit einem Jüdioten zu thun habe.

Dem widerspricht aber seine ganze Vergangenheit. Nachdem er vor Jahren, wie man so sagt, Gott und alle Welt betrogen, geriet er in einem noch schlimmeren Fall in die Fingern, der ihm sein erschwundenes Haus wieder abnahm. Wobon er feither gelebt? Er weiß es nicht nachzuweisen und alle die Angaben, die er blöde lachend darüber machte, erweisen sich als unwahr. Aber bei fast allen Noabit-Bränden wurde in der ersten Verwirrung geflohen, Schreibstube u. s. w. erbrochen — vielleicht liegt hierin die Lösung des Räthsel des Brandes, soviel wie der Erwerbquelle des Verhafteten?

Gegen das fochen von mir angeführte „Bielleicht“ spricht freilich scheinbar der Umstand, daß der Verbrecher in mehreren Fällen der konstatirten Brandstiftung in der Lage gewesen ist, sein Alibi ungewisselhaft darzuthun; nun, vielleicht mag der Herr Untersuchungsrichter festzustellen, daß er sich schon angebetet, gerade in diesen Fällen Andere, denen aus den Bränden direkter Vortheil erwuchs, auf eigene Kosten gesündigt haben — qui vivat verra!

Mein alter Freund „Kater-Frige“ ist verschwunden. Er hat, ohne zu verschulden, die Entscheidung der Behörde, seine Ausweisung betreffend, rückgängig zu machen, Berlin verlassen, was ihm um so eher möglich war, als er durch einen ganz besonders Glücksumstand, aber auf erliche Weise, in den Besitz einer für seine Verhältnisse ziemlich bedeutenden Geldsumme gelangt ist.

Das Klavierpiel in England.

Eine amüsante englische Statistik über Zeit und Geld, die alljährlich in England dem Klavier gewidmet werden, theilt die „Neue Musikzeitung“ mit: 45 Millionen Einwohner zählt das Inselreich, und diese wohnen in etwa 7 Millionen Häusern. Im Durchschnitt kann man auf jedes siebente Haus ein Klavier rechnen und als mittleren Preis 20 Pfund Sterling annehmen, also kosten alle diese Klavier 20 Millionen Pfund Sterling, gleich 400 Millionen Mark! Im Allgemeinen aber werden die Instrumente alle zehn Jahre erneuert, so lämen also 40 Millionen Mark auf das Jahr. Wird auf jedem Klavier nur zwei Stunden täglich gespielt, so macht das zwei Millionen Stunden pro Tag. Und diese zwei Millionen Stunden sind ganz unumgänglich; denn derselbe unerbittliche Statistiker hat herausgerechnet, daß von 10,000 Spielern immer nur einer es zu etwas bringt, so daß von einer Million Spieler nur 100 gute, hingegen 999,000 schlechte Klavierpieler sein würden.

Ein Gewohnheitsmensch.

Frau Müller: „Mit wem spricht denn Ihr Mann da im Nebenzimmer?“
Frau Schmidt: „Mit sich selbst!“
Wissen Sie, seit kurzer Zeit rafft er sich selbst; weil er aber noch gewohnt ist, daß ihm der Barbier beim Rasiren M-l-lerlei vorquappt, erzählt er sich jetzt selbst Geschichten.